

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 209.

Dienstag, 11. August.

1931.

... Achtung ... , ... Banfrach ... !

Polizeiroman von Carl Otto Windeder.

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Lannengebisse traten jetzt wieder vor den Blick ins Tal, René gab ein wenig Gas, — schneller fuhr der Wagen durch den Bergwald.

Nach einer scharfen Kurve stoppte René kurz ab. „Darf ich Sie bitten auszusteigen? Wir werden in zwei Minuten den herrlichsten Anblick genießen!“

Freudig sprang Marianne aus dem Wagen.

„Wie schön ist unsere Beekendsfahrt!“, meinte sie strahlend und blieb vor René stehen.

Er lächelte sie an und beugte sich über ihre Hand.

„Herrlich — weil ich mit Ihnen fahren darf, Marianne!“

„Schmeichler!“ lachte sie.

Im Scherz zog er ein beleidigtes Gesicht.

„Nie war ich ernster!“

„Genug!“ lachte sie. Aber plötzlich fühlte er Mariannes weiche Hand, die zärtlich über seine Wange strich. Als er zupacken wollte, — entsprang ihm die Frau mit einem fröhlichen Auflachen. Er folgte ihr.

Er hatte ihr den Arm geboten, plaudernd stiegen sie eine kleine Anhöhe hinan.

„Wie, wenn ich Sie nun nie kennen gelernt hätte?“ wiederholte er plötzlich einen oft gedachten Gedanken.

„Vielleicht war es so bestimmt?“ Sie war vollkommen ernst. Er drückte ihr dankbar den Arm.

Überrascht blieben beide stehen. Sie waren auf dem flachen Plateau der Anhöhe angelangt, — nun bot sich ihnen der wundervolle Anblick der Berglandschaft der sanften Hügel, blau schimmernd von sattem Gras und kleinen Fichtenbäumen, — ins volle Sonnenlicht getaucht.

„Wie schön ist das!“, flüsterte Marianne.

Rechts von ihnen, auf der Kuppe einer etwas niedrigeren Anhöhe, lag das englische Landhaus, von dem René gesprochen hatte. Umgeben von Bäumen und einem Garten mit unendlich vielen Blumen, von Kieswegen durchzogen. Das Haus selbst, breit und niedrig, mit großen, hellen Schiebefenstern und einer kleinen Terrasse nach den Viden-Hills zu. Tennisplätze, Garage, Ställe, — und viel Rasen. Entzückend.

„Hier möchte ich wohnen“, sagte Marianne nach einer langen Pause stiller Bewunderung. „Wie wundervoll ist diese Ruhe, diese Abgeschlossenheit, — wie viel sichere, selbstbewusste Kultur liegt darin ...!“

„Gewiß“, bestätigte René. „Man muß England und seine Bewohner und ihre Art kennen, wenn man verstehen will, wie dieses an sich kleine Inselvolk wußte, die halbe Welt zu kolonisieren. Die kühle Seeluft hier macht klare Köpfe. Man ist nüchtern und sich der Wirklichkeit bewußt. Sentimentalität ist nur so weit gestattet, als sie nicht belastet. Ein kluges, nüchternes und dabei kindliches Volk. Ich fühle immer wieder viel Bewunderung für die Engländer, trotzdem mir ihre Wesensart immer fremd bleiben wird. Mein Blut ist südlicher!“

Langsam wandten sie sich wieder zum Gehen. Abschiednehmend winkte Marianne noch einmal nach den Viden-Hills hinüber.

„Ach, — man möchte sich gar nicht trennen!“, meinte sie mit einem leisen Seufzer.

Aufmerksam sah René sie an.

„Vielleicht wüßte ich einen Vorschlag für Sie ...!“ zögerte er. Sie errötete wieder und wusch seinem forschenden Blick aus.

„Später ... später ...“, wehrte sie ab.

Unterwegs lunschten sie in einem kleinen Gasthof. „Ham and eggs“ und die übliche „sharp sauce“, immer das gleiche.

„Aber einen französischen Koch würde ich zum englischen Landhaus unbedingt vorschlagen!“, spann René den Gedanken von vorhin scherzend weiter. Marianne stimmte zu. —

Am späten Nachmittag — sie hatten sich Zeit gelassen — langten sie endlich in Stratford an. Hunderte von Automobilen parkten auf dem großen Platz vor Shakespeares Geburtshaus, Wagen in allen Größen, vom riesenhaften, dreischigen Überlandbus der „Western Railway“ bis zum kleinen Austinwagen, in dem große Menschen ihre Beine nicht unterbringen können.

Ohne große Begeisterung ging René mit Frau Marianne dem historischen Gebäude zu. Mit Schauern sah er das Gewühl der Touristen, die sich stoßend und drängend vor Bildern und vergilbten Manuskriptblättern des englischen Goethe ergingen.

„Trinken wir Tee!“, meinte René. „Das ist, weiß der Himmel, nicht der Ort, um sich von Shakespeares Geist erbauen zu lassen.“

Sie ließen den Wagen auf dem Parkplatz stehen und begaben sich auf die Suche nach einem Teesaal. Die ersten zwei, die sie auffanden, waren von teehungrigen Touristen überfüllt. Der dritte war klein und wenig ansprechend. Entschuldigend hob René die Schulter.

„Es ist schwer!“, seufzte er. Marianne lachte.

„Kaufen wir uns ein wenig Kuchen und fahren wir irgendwo in die Umgegend!“, schlug sie vor. „Es ist eine Sünde, bei diesem Wetter im Caféhaus zu sitzen!“

Der Vorschlag war ausgezeichnet. Wenige Minuten später schon kaufte René's Kadriole wieder auf der asphaltierten Landstraße aus der Stadt heraus.

„Shakespeare wird uns nicht böse sein“, lachte René übermütig und gab Gas. —

Spät am Abend hielten sie dann, müde und verstaubt, vor dem Gasthaus eines kleinen, altertümlichen Städtchens.

„Haben Sie keine Sorge“, bat René, „auch diese kleinen Nester haben schon eine Ahnung von Hygiene.“

Frau Marianne, die den letzten Teil der Fahrt ein wenig still und in sich versunken verbracht hatte, nickte nur freundlich.

„Was ist Ihnen?“, fragte René besorgt.

„Nichts — nichts von Bedeutung“, machte sie abwehrend. „Ich habe ein wenig Vergleiche ziehen müssen — ich bin sehr froh“, setzte sie hinzu.

Der Wirt, ein alter Mann, war herausgetreten und nahm die beiden kleinen Koffer in Empfang.

„Haben Sie zwei Zimmer frei?“

„Yes, Sir.“

„Auch Bad?“

„Yes, Sir.“

als möglich
muß daher
sein die amo

„Und ein vernünftiges Abendbrot?“

„Yes, Sir.“

„Scheint ja ein schweigsamer, alter Herr zu sein!“, meinte René auf deutsch zu Marianne. Der Alte horchte bei der fremden Sprache auf.

„Kommen Sie aus Deutschland? Verzeihung, Herr“, fragte er lebhaft.

„Allerdings“, bestätigte René. „Kennen Sie Deutschland?“

„Nein“, machte der Alte, nun wieder ruhig. „Aber mein Sohn ist in Flandern gegen die Deutschen gefallen.“

Und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, schritt er, die beiden Koffer in der Hand, mit seltsam schwerfälligen Schritten ins Haus voraus.

René und Marianne sahen sich betroffen an.

Das Abendessen war gut und reichlich. Beide waren sie hungrig nach der langen Fahrt in der frischen Luft. Sie plauderten nur wenig, denn sie waren beide wohl sehr müde.

Nach der Mahlzeit durfte René eine Zigarette anzünden. Der alte Man, der Wirt, brachte ihm ein Streichholz und verschwand sofort wieder, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

„Es muß doch traurig sein, einen geliebten Menschen zu verlieren“, sagte René leise. Aber sofort taten ihm diese Worte leid.

Ganz still hatte Frau Marianne ihren Kopf sinken lassen. Ein Zittern ging durch ihren Körper. Sie sprach nichts.

René war aufgesprungen, er eilte zu ihr hin.

„Verzeihen Sie mir bitte“, bettelte er.

Unter Tränen lächelte sie.

René hatte ihre Hand ergriffen und bat sie, aufzustehen. Hand in Hand, wie ein junges Liebespaar, verließen sie das Haus und wanderten langsam, mit ihren Gedanken beschäftigt, die lange Hauptstraße des Städtchens entlang.

Lange schwieg auch René. Er fand keinen Mut zum Sprechen. Er wollte die Frau, deren Leid er ahte, trösten. Und fürchtete, die richtigen Worte nicht zu finden.

„Sie sind so traurig heute abend“, begann er endlich zart. „Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie so sehr bedrückt?“

Sie rührte sich nicht. Aber René fühlte, wie sich ihre Hand fester um die seine schloß.

„Sagen Sie mir es doch bitte“, drängte er wieder.

Sie waren am Ausgang des Städtchens angelangt, — es war ein herrlich warmer Abend. Die ersten Sterne leuchteten bereits am Firmament. Zart und sehnsüchtig kam der Duft der Blumen aus den Gärten herüber, — ein wenig Traurigkeit war in dieser Stimmung, und viel tiefe Freude, ohne daß man für die eine oder die andere Regung eine Erklärung gewußt hätte. Sie war eben so. Traurig und froh.

„Ich habe dich sehr, sehr lieb“, sagte er ruhig und selbstverständlich. „Und ich fühle, daß auch du mich lieb hast. Nun mußt du aber auch Vertrauen zeigen.“

Sie nickte leise, ohne Abwehr.

„Dieser Tag mit dir zusammen war ein Feiertag“, fuhr René fort, „ein Feiertag in tiefstem Sinne dieses schönen Wortes.“ In Gedanken versunken sah er nach dem Städtchen hinüber, in dem jetzt Licht auf Licht aufblitzte. Nur noch wie düstere Schatten stachen die spitzen Giebelbächer in das tiefe Blau des nächtlichen Himmels. Irgendwo bellte ein kleiner Hund. Giftig und frech.

Vorsichtig legte René seinen Arm um Mariannes Schulter und zog sie an sich. Und er war glücklich, als die Frau ihren Kopf an seiner Brust barg. Leise und trostreich streichelte seine Hand über ihr Haar, dessen Duft ihn umgab.

„Mein Armes...“

„Plötzlich weinte Frau Marianne hallos auf. „Du bist so lieb zu mir — und das — das ist fürchtbar.“ Sie schluchzte. René fühlte ihre Tränen auf seinen Händen.

„Lieb“, sagte er zärtlich.

Sie richtete sich plötzlich auf.

„Verzeih mir.“ Sie strich sich die Haare aus der Stirn. „Ich bin schwach gewesen und undankbar zu dir. Ich sollte mich freuen über den heutigen Tag — und nehme ihn als Maßstab für Dinge, die dich nicht berühren. Bist du mir böse?“

Er küßte sie.

„Ich habe dich sehr lieb“, sagte sie ernst und innig.

Als der erste Sonnenstrahl durchs Fenster fiel, sprang René aus den Kissen. Wie lange hatte er geschlafen? Er sah auf die Uhr, — es war erst früher Morgen. Kräftig dehnte und streckte er sich, schlüpfte in die leichten Morgenschuhe, nahm Seife und Handtuch — und stand gleich darauf unter dem eisigkalten Wasser der Dusche.

„Herrlich“, stöhnte er zufrieden. Wie wohl das tat.

Als er kaum zehn Minuten später an Frau Mariannes Tür pochte, war er fertig angekleidet, frisch, gesund, elegant. Die erste Zigarette zwischen den Fingern.

„Halloh...“, machte er, während seine Finger ein wahres Trommelfeuer auf die verschlossene Tür vollführten. Dann lauschte er. Ein übermütiges Lachen antwortete.

Vorsichtig wurde die Tür aufgeschloffen, René klinkte auf — und fuhr überrascht zurück.

„Schon fertig?“, verwunderte er sich, maßlos erstaunt. Fertig angekleidet, mit einem frohen Lachen im Gesicht, stand Frau Marianne vor ihm.

„Ich habe mir gestattet, noch eine Stunde früher aufzustehen, als Sie, Herr Langschläfer“, meinte Frau Marianne übermütig. „Ich habe bereits meine Strümpfe gestopft.“ Sie lachte und zeigte ihm diese durchsichtigen seidenen Schleier ihrer hübschen Beine, die sie gestern im Automobil zerrissen hatte. Sie hatte ein anderes, fröhlich-helles Kleid an, ihr Gesicht war frisch und munter und zeigte nicht mehr die Traurigkeit des Abends.

„Fein“, erkannte René an. „Ich habe Hunger“, konstatierte er gleich darauf mit jugendhafter Wichtigkeit.

Sie frühstückten mit Genuß und Ausdauer. Das kleine, verräucherter Gastzimmer bedrückte sie wenig — sie scherzten und neckten sich, Marianne zeichnete sich das große Muster ihrer Tischdecke für zu Hause auf. René lachte herzlich.

Den alten, unwirschigen Wirt behandelten sie freundlich. Als er die Rechnung brachte, schwang er sich sogar zu einem Lächeln auf. Aber es sah aus, als wollte er seine Gäste beißen. Auf eine Unterhaltung verzichtete René. Sie wäre doch wohl einseitig geblieben.

Draußen lockte die Sonne. Sie zögerten nicht mehr lange — René schnallte die kleinen Koffer aufs Tonneau, dann stiegen sie ein.

„Adio“, rief René laut und lustig, während der Wagen mit tiefem, gesundem Brummen anfuhr. Keine Menschenseele zeigte sich.

Nur der kleine, struppige Hund des Gasthofes bestellte eine Antwort, der es an jeglicher Freundlichkeit fehlte. (Fortsetzung folgt.)

Abendgang.

Die Finken schlugen ohne Ende,
Die Rosen waren regenschwer.
Du gabst mir deine leisen Hände, —
Fern durch das blühende Gelände
Sang ein verträumtes Mühlenwehr.

Von deinem Haar, dem märchenschönen,
Ward ich gar stillen Duft gewahr.
In deinen Augen schliessen Tränen,
Und von den Händen ging ein Sehnen
Durch meine Glieder wunderbar.

Hans Bethege.

Téhéran-Demawend.

Von Mirza Cassim.

Morgens 5 Uhr. Unser Diener Ali hat den Weder erseht und rüttelt uns kräftig. Er hätte sich sicher auch verschlafen, wären nicht die Freunde gekommen, die draußen vor der Tür um die Kette hupen. — Der Samowar kocht in fünf Minuten, wir nehmen rasch unseren Tschai (Tee), denn wir wollen vor der großen Hitze, die um 8 Uhr beginnt, bereits ein großes Stück Weg hinter uns haben. Demawend soll heute unser Ziel sein. Zwar wollen wir nicht den Berg „Demawend“ besteigen (Persiens höchster Berg, einer der höchsten Erhebungen auf der Erde, 5628 Meter), sondern wir wollen nur dem Dorf Demawend — etwa 2000 Meter — einen Besuch abstatten. Die Besatzung der beiden neuen Fordwagen besteht aus zwei Russinnen, einer Armenierin, einer Lacharin, zwei deutschen Freunden, zwei persischen Chauffeuren und meiner Wenigkeit, also reichlich international, dementsprechend des Sprachengewirrs. Halt, beinahe hätte ich die Hauptsache vergessen, „Wano“, unseren armen Koch. — Um 7 Uhr sind wir glücklich am „Darwaseh Chinzan“, — Chinzaner Tor — angekommen (Téhéran ist mit Wall, Graben und Mauer umgeben, 7 Tore (Darwasehs) dienen zum Ein- und Auslass von und nach der Provinz). — Hier ergibt sich bereits die erste Schwierigkeit, wir haben vergessen uns einen „Djawas“ zu besorgen (Auslass-Papier), die Chauffeure fangen an zu schimpfen. Dieses Hindernis ist jedoch bald beseitigt, und zwar in Form meiner Visitenkarte und einem schlichten Zweitranstüd. — Der Policeman grüßt höflich und wir können passieren. Mittlerweile ist es halb acht Uhr geworden, die Hitze ist noch erträglich bei etwa 50 Grad in der Sonne. Wir saßen im 80-Kilometer-Tempo durch die Steinwüste, die Eintönigkeit wird zunächst nur hier und da von einem Gebirgsbach unterbrochen, der sich bis in die Wüste hinein gewagt hat. In der Ferne sehen wir eine Staubwolke, die sich bei näherer Ansicht leider als ein Heuschreckenschwarm entpuppt. Es sind unangenehme Gesellen, nicht die gewöhnlichen gelbgrünen Tiere, sondern schwarzgraue selten große Exemplare. Der Kühler ist bedeckt von einer grauen Masse. — Das Landschaftsbild wird jetzt lebhafter, es wird auf beiden Seiten etwas grün und was „grün“ in Persien besagt, das kann nur der beurteilen, der hier gewesen ist. Eine solche saftiggrüne Oase kommt einem nach der Wüstenfahrt wirklich wie ein Paradies vor. Wir rasen kurz, um den Kühler mit Wasser zu versehen. In der Nähe hat sich ein europäisches Pärchen eine Sommervilla in Form eines Zeltes errichtet. Daß dies den Tatsachen entspricht, ohne das Paar gesehen zu haben, kann man eindeutig daran merken, daß an dem Ast eines Baumes zwei Paar seidene Damenstrümpfe, eine Kombination, ferner ein Paar seidene Herrensocken friedlich beieinander baumeln. Der gleich einem Fettich aufgespießte Tropenhelm ist ein untrügliches Zeichen dafür, daß wir es hier mit europäischem „Hohheitsgebiet“ zu tun haben. Unsere Damen finden dieses Stilleben reizend, wir auch. — Es geht jetzt steil bergan, teilweise müssen wir trotz neuem Ford den 1. Gang einhalten. Auf der Höhe, nach einigen schroffen Kurven, zeigt der Chauffeur auf ein kleines weißes Steingebäude in der Tiefe und bemerkt erklärend mit einem gewissen Stolz, daß hier vor einem halben Jahre ein Achtfüßer abgestürzt sei, „allerdings“ sei einer der Insassen mit dem Leben davon gekommen. — Run wird wieder lach; soweit das Auge sehen kann auf ca. 1500 Meter Höhe Gebirgsgruppen, die sämtlich vulkanischen Ursprung zeigen. Bald wird das Terrain grünlich, kupferhaltig, bald rötlich, eisenhaltig, von Zeit zu Zeit eine traterähnliche Schlucht. — Den Höfchen, die wir passieren, haben die letzten drei Erdbeben nicht viel antun können, die eingestürzten Häuser hat man innerhalb einiger Tage wieder aufgebaut und die „unzähligen Toten“, laut Zeitungsnotizen sind sie insofern unzählige, als daß man keine Leiche feststellen können. 11 Uhr: Demawend. Wir fahren am „Grand-Hotel“ vor, „Grand-Hotel“ deshalb, weil es ein Stodwerd hat. Gut, daß unser Koch dabei ist, denn zu essen gibts nichts, dagegen Demawender-Mineralwasser, das ähnlich wie unser „Selters“ schmeckt. — Wir machen's uns bequem, ziehen die entbehrlichen Kleider aus, denn im Schatten zeigt unser Thermometer 47 Grad, in der Sonne über 60 Grad, und in der Sonne wollen wir gleich gehen. Wir sind nämlich sehr enttäuscht worden, denn so paradox es klingt, man kann vom Dorf „Demawend“ dem „Demawend“ nicht einmal sehen. Daher haben wir uns entschlossen, eine kleine Anhöhe zu erklimmen, denn ein Perser hat uns gesagt, von oben aus haben Sie einen herrlichen Ausblick auf den „Demawend“. Während es die Damen vorziehen, sich auf den Teppichen lang auszustrecken, wollen wir verrückterweise bei über 60 Grad Sonnenhitze das „Bergchen“ erklettern. Das ist garnicht so einfach, wie wir uns das vorgestellt hatten, der Schweiß rinnt uns aus allen Poren und das „Bergchen“ wird zu einem Berg, vier gingen unten frisch los, zwei kommen oben schlapp an, aber, oh Schreck, ein „Oben“ gibts hier nicht, auf der vermeintlichen Spitze ist nichts zu sehen, und die nächste Spitze ist noch einmal so hoch, da ziehts uns ganz und garnicht an; rot wie Krebse sehen wir aus, das ist vielleicht ein Vergnügen. „Pour une bière allemande, je donnerais tout de suite 100 Toman“

me! a mein Freund; über solche schlechte Witze kann ich nicht lachen, ohne weiteren Verzug beschließen wir den Abstieg, d. h. wir fallen und stolpern mehr herunter, zuletzt wirds ganz steil, Sand mit Steinen und Steine mit Sand, wir machen Sprünge wie angeschossene Rebhühner, unterwegs lesen wir noch die zwei halbverschmachteten Freunde auf, um 2 Uhr landen wir unten; von den Schuhen sind nur noch die Strümpfe da und die auch nur halb, unsere Hemden kann man auswingen, wir werfen uns an den Bach und versuchen ihn auszutrinken, was uns beinahe gelingt; doch wird unsere Freude bald getrübt, denn in allzugroßer Nähe liegt ein dummes Kamel, das mit so großen Bügen trinkt, daß das Wasser uns nur rudweise erreicht. — Wir bringen uns in Reihe, so gut das möglich ist und bemühen uns heroisch im „Grand-Hotel“ einzuziehen. Dort erzählen wir von dem schneebedeckten „Demawend“, von der kühlen Quelle, an der wir uns labten. Die beiden zurückgebliebenen Freunde machen ganz durstige Augen, während wir wie die Helden des Tages erscheinen. Doch auch diese scheinbare Freude wird gestört, denn unsere Damen lachen uns aus, man hat ihnen bereits erzählt, daß man auch von oben vom „Demawend“ keine Spur sehen kann; so bleibt uns also nur die Freude der imaginären Quelle. Wir machen nun noch einen gemeinsamen Rundgang im Dorfe, besichtigen die Moschee aus respektvoller Entfernung, stattdessen dem Bazar einen Besuch ab und lassen uns von einem Dervisch etwas vorschwindeln. Die beschleierte Perserinnen verschwinden sofort hinter einer Türe, sobald sie unserer Tropenhelme ansichtig werden. — Gegen 5 Uhr brachen wir den Rückzug an, um 9 Uhr tauchen die Moscheen von Téhéran auf und das Wasser läuft uns schon im Mund zusammen in dem Gedanken an ein Glas deutsches Bier, das wir dort für gutes Geld in schlechter Aufmachung erhalten. — Alles wäre sehr schön und gut gewesen, hätte nicht Tamara noch beim Abschied gesagt: „Je peux bien tout comprendre, mais c'est incompréhensible pour moi, comment on peut trouver de l'eau au haut de la montagne!“ —

Das Hotel auf Schienen.

Amerikanischer Eisenbahntag.

Von Dr. Erwin Stranik (New York).

Ich mußte nach Chicago zu einer Konferenz so schnell als möglich. Keine Flugverbindung war im Augenblick zu erlangen, wohl aber meldete mir das Telephon, daß in einer Stunde vom Grand Central Terminal einer der fabelhaftesten Luxuszüge nach der Metropole des Gangster abginge. Wenige Plätze waren noch frei. Ob ich einen wünschte ...?

In Amerika ist Zeit Geld. Also wünschte ich ..., denn jede Minute, die ich zu gewinnen vermochte, konnte mir möglicherweise einen unschätzbaren Vorteil einbringen.

In der glücklichsten Minute waren meine Koffer gepackt. In der vierzehnten hielt das Taxi vor meinem Haus, in der 35. Minute umfing mich bereits die marmorne Kühle des palastartigen Wunderbaus des Grand Central.

Schon in der Halle übernimmt einer der stillen, rotbemähten Reiter das Gepäck, geleitet mich zum Abgang für meinen Train. Ich steige in die Tiefe, wo mich bereits ein zweiter freundlicher Schwarzer erwartet. Er öffnet die Tür zu einem riesigen Ganzmetallwagen, — mein Platz ist bereits reserviert. Aber ehe ich mich setze, überzieht er noch rasch die Rückenlehne meines Platzes mit einem frischen weißen Linnen, nimmt meinen Hut und überreicht in Empfang und entfaltet einen großen Sack, in dem er erst den Mantel sorgfältig verpackt, um hierauf in einer eigenen Schutzhülle für den Hut auch diesen noch vor dem Verschmutztwerden zu bewahren. Ich wünsche eine Zeitung und ein paar Magazine, — mein freundlicher Nigger besorgt sie mir in wenigen Augenblicken.

Auf die Sekunde genau setzt sich der Zug, der sich unterdessen bis auf das letzte Plätzchen gefüllt hat, in Bewegung. Eine elektrische Maschine führt ihn erst durch das unterirdische New York hinaus nach Manhattan; dann erfolgt die Umstellung auf Dampftrieb und wir erhalten eine der neuesten Riesenlokomotiven, deren Leistungsfähigkeit bis zu einer Höchstgeschwindigkeit von 150 Kilometer ausgenützt zu werden vermag, vor unseren Train gespannt.

Das Tempo, das wir nun zu 20-stündiger Fahrt einschlagen, läßt an Schnelligkeit nichts zu wünschen übrig. 80—100 Kilometer ist die Durchschnittsgeschwindigkeit, mit der gefahren wird, doch läßt sich diese auf freier Strecke oft noch um 50 Prozent steigern. Daß man die rasende Eile ohne jede Beschwerde erträgt, ja sogar als Erholung zu empfinden vermag, verdankt man so wohl der ganz ausgezeichneten Federung der Sechsrads Ganzmetallwagen, als auch dem vorzüglichen Unterbau, auf dem das in Amerika etwas breiter als in Europa gehaltene Schienengestell ruht.

Zweck des Zuges ist es, die Reisenden so rasch als möglich an ihr Ziel zu bringen, jeder unnötige Aufenthalt muß daher vermieden werden. Um dies zu ermöglichen, verfügen die ame-

kanischen Bahnen über eine Reihe trefflicher Einrichtungen, deren bewundernswürdigste wohl jene Riesenkonstruktion ist, die es ermöglicht, daß die gewaltigen Lokomotiven in voller Fahrt ihren Wasserbedarf zu erneuern vermögen. Zu diesem Zwecke sind rechts und links vom Schienenstrang Wasserkanäle angebracht, die sich oft mehrere Meilen hinziehen. Der „Engineer“, der den Zug führt, läßt nun, sobald er zu einem solchen Kanal gelangt, von der Maschine ein Rohr zum Wasser hinab und eine Pumpe pumpt das Wasser aus dem Kanal in die Reservoirs der Maschine hinauf. Ebenso wird die für die verschiedenen Zwischenstationen bestimmte Post im Vorbeibrausen an den einzelnen Stationen abgeliefert. Der betreffende Postfach, rechtzeitig an einer vom Zug absteigenden Stange befestigt, trifft bei der Station auf einen Kasten, der so sinnreich konstruiert ist, daß dieser automatisch den Sack von der Stange löst und bei sich herüber befestigt.

Aber nicht nur das, was „um den Zug herum“ vorgeht, verdient unsere Bewunderung. In noch weit höherem Maße reizt diese vielmehr dem Auge selber, den man wirklich beinahe schon keinen gewöhnlichen Eisenbahnzug mehr zu nennen vermag, sondern viel eher mit einem fahrenden Hotel, einem Luxus-Schiff auf Schienen vergleichen möchte.

Hatte man mir schon meinen Sitz im Fahrwagen reserviert, so geschah das gleiche natürlich auch mit meiner Bettstelle im Schlafwagen und dem Sitz im Speisewagen. Überhaupt braucht man sich um nichts selber zu kümmern. Immer ist Personal zur Genüge vorhanden, um alle Wünsche, die einem eventuell zu kommen vermögen, so rasch als möglich zu befriedigen. Empfindet man etwa das Bedürfnis nach einem Bad, so geleitet einem sofort der Koffer in den Badewagen, wo man warme und kalte Bäder oder Duschen bekommen kann. Ein Barbier, dessen akrobatische Geschicklichkeit jedem Zirkusunternehmen zur Ehre gereichen würde, bemüht sich (auch in vollster Fahrt) um deinen Bart. Er rasiert die Fahrgäste so tadellos wie nur möglich, schneidet die Haare, richtet die Frisur, — ein Schuhputzer nimmt sich unterdessen unserer Stiefel an und ein blondes, rosigeleimtes Maniküraufklein mit einem entzückend bemalten Mund in Herzenform bittet, ihr deine Hände zu überlassen, um den Nägeln eine sanft geschwungene Form und mittels Creme ein wenig zarten Glanz zu verleihen.

Hat man nicht Lust zu speisen, aber noch freie Zeit und will die Aussicht auf die ohnedies meist nicht überwältigende Landschaft nicht genießen, dann kann man ja ein wenig Radio hören. Kopfhörer sind im Schlafwagen zur Genüge bei den einzelnen Sitzen vorhanden, im Programm von einer der 25 Sendestationen, die zur Verfügung stehen, wird sich gewiß auch etwas Unterhaltendes für dich finden. Sollte aber auch dies nicht genügen, — ist man etwa nervös, weil man nicht in seiner Office sein kann und doch wirklich einige sehr dringende Briefe zu diktieren hätte, bitte, dann hat die Eisenbahn auch für diesen Fall vorgesorgt: im vierten Wagen amtiert der „public stenographer“, der nur dazu da ist, um Diktate der Fahrgäste entgegenzunehmen und — natürlich ohne Bezahlung — deren Post zu schreiben. Gleich daneben erhält man Postwertzeichen, der Koffer, der einen immer bedient, übernimmt die Briefschaften, trägt sie zum Postmeister des Zuges und veranlaßt die schnellste Beförderung an ihr Ziel. — Übrigens braucht man auch nicht zu fürchten, während der Bahnfahrt nicht die letzten Nachrichten aus dem öffentlichen Leben zu erhalten. Denn diese werden ständig dem Zugradio zugefunkt, das sie sofort auf einer kleinen Maschine drucken und in einer — gleichfalls gratis — erhältlichen Zugszeitung den Passagieren zur Kenntnis bringt.

Die Küche der Eisenbahnen ist meist nicht nur gut, sondern oft sogar ausgezeichnet. Denn die scharfe Konkurrenz der einzelnen Gesellschaften hat diese auf den Einfall kommen lassen, die Küche als Kellamittel zu benutzen. Man verspricht deshalb jetzt den Fahrgästen nicht mehr bloß äußerste Reisebequemlichkeit, garantiert schnellste Beförderung und bei eventueller Verspätung sogar die Rückerstattung eines Teiles des Reisegeldes als Entschädigung für die nicht eingehaltene Verpflichtung, sondern man sucht seine Leute auch durch einen rührenden Appell an ihren Magen für sich zu gewinnen. So erhält man jetzt nicht nur die normale amerikanische Kost mit ihren vielen Steaks und Pambis, ihren Früchten und Cremes, sondern auch auf Wunsch spezielle Diätmahlgänge. Eine Linie verspricht in ihren Wagen die beste Hühnerpattete in der ganzen Union, die andere bietet die wundervollsten Fruchtkodtails, die dritte die schmackhaftesten Kartoffeln und den frischesten Spargel an, in einem Zug wird gar speziell für Kinder und Magentrante gekocht — und man darf nicht glauben, daß diese originellen Versprechungen etwa bloße Versprechungen seien, — nein, die Küchenchefs dieser „limited“-Züge halten sich an ihre Ankündigungen ganz genau und das Menü wird jedesmal zu einem wirklichen Genuß.

Herren, die ihr Klubleben gewohnt sind, finden auch hier im Rauchwagen und dem nur für Männer reservierten Abteil Gelegenheit, Karten zu spielen oder die letzten Meldungen von den Baseballmeisterschaften zu verfolgen, die Damen betreten

eine spezielle Wärrerin, auch ihnen stehen Bäder zur Verfügung, sowie ein eigenes „Damenzimmer“, in dem sie auf Liegeflächen in Art der Kanadier glänzend ausruhen vermögen. Kinder, die von ihren Eltern nicht beaufsichtigt zu werden wünschen, übergibt man einfach der hierfür stets vorgesehenen „nurse“.

Vielleicht wünschen einige Passagiere doch jetzt die Aussicht zu genießen? Bitte sich in den letzten Wagen zu begeben. Die „Observationscar“, natürlich bewährtestes Pullman-System, verfügen über wundervolle drehbare Klubsessel, die Wände sind beinahe ganz aus Glas. Frische Luft genießt man am besten von der letzten, ballonartig hergerichteten Plattform aus, jener berühmten Stelle, von der aus während der amerikanischen Wahlkämpfe stets die bedeutendsten Wahlwerber, vor allem aber die rivalisierenden Präsidentschaftskandidaten von Station zu Station ihre Agitationsrede zu halten pflegten, doch werden jetzt bisweilen auch schon Wagen mit zurückrollbaren Dächern verwendet, sobald die Sonne und Luft von oben her in den Zug Eingang finden.

So bieten die amerikanischen Verkehrsellschaften in ihren Zügen den Reisenden an Luxus so ziemlich alles, was er sich nur zu wünschen vermag. Als besondere Draufgabe lieben sie es dann noch, ihre Trains mit schallenden Namen zu belegen, die Lokomotiven mit wilden Tieren zu vergleichen und die einzelnen Wagen mit Bühnennamen zu taufen. So fährt man die „Broadwayexpresslinie“ mit dem „Reisenden Löwen“ im „Diplomatenwagen“ ganz ausgezeichnet, aber auch ich selber fühle mich im „20.-Jahrhundert-Express“ mit der „Dampfenden Gazelle“ an der Spitze äußerst wohl. Und um das Wohlbefinden der Passagiere geht es ja den Gesellschaften in erster Linie, denn nur dieses vermag neue Kunden zu werden und alte zu erhalten.

Quer durch die Hohen Tauern

Die Glognerstraße, ein neuer, wichtiger Verkehrsweg.

Von H. Goldenhoff-Wien.

Mit der unlängst erfolgten Eröffnung der Straße Fusch-Fezleiten der Glognerstraße ist das erste Teilstück einer der wichtigsten und zugleich schönsten Verbindungswege quer durch die Hochalpen in Benutzung genommen worden. Selbst mit der durch landschaftliche Schönheiten in so hohem Maße ausgezeichneten Schweizer Furka-Strasse wird die neue Alpenstraße einen Vergleich nicht zu scheuen brauchen. Schon die jetzt eröffnete Teilstrecke im Fusch-Tal ist reich an entzückenden Landschaftsbildern, denen Bergriesen wie der Hochtemn oder das Groß Wiesbachhorn das Gepräge geben. Geradezu großartig jedoch wird die Gegend auf der jetzt im Ausbau befindlichen Teilstrecke hinter Fezleiten, die unmittelbar in die Gletscherwelt hinein führt. Ganz dicht tritt hier die Pastirze, der vom Glogner herab fließende, neun Kilometer lange Gletscher, an die Autostraße heran, die auf ihrem höchsten Punkte im Pfandelschartenturm die Paßhöhe durchschneidet, um dann nach Heiligenblut und in das Tal der Drau zu führen.

Der neuen Hochalpenstraße kommt eine doppelte Bedeutung zu. Dem internationalen Durchgangsverkehr vermittelt sie eine neue, bequeme Verbindung zwischen Süddeutschland und Italien. Wurde doch der Gebirgswall, der sich zwischen dem Brenner und dem Radstädter Tauern in einer Länge von 160 Kilometern ausdehnt, bisher von keinem einzigen Straßenzug überquert. Die Glognerstraße schneidet diesen Wall etwa in der Mitte und erpart so dem Kraftfahrer, der von München nach Venedig fahren will, weite, Zeit und Benzin sparende Wege. Vor allem aber verspricht sich Österreich, und in erster Linie natürlich das Land Salzburg, eine ganz erhebliche Zunahme des Fremdenverkehrs. Bei der Projektierung der Straße wurde j. Z. mit einer Benutzung durch 120 000 Fremde jährlich gerechnet, diese Zahl dürfte kaum zu hoch gegriffen sein. Nicht nur der Benutzungsreisende im Kraftwagen wird sich auf ihr mitten in der Wunder der Hochgebirgswelt tragen lassen, auch der Wanderer wird diesen an landschaftlicher Großartigkeit schwer zu über treffenden Weg wählen, der ihn mitten ins Herz des Glogner gebiets führt; ebenso schließlich der Bergsteiger, der nun bequem nach Fezleiten gelangt, von wo gewöhnlich der Angriff auf die stolzen Dreitausender, Wiesbachhorn, Hohe Doif, Breitkogel, Glogner und den sie alle mit seinen 3798 Metern überragenden Großglogner selbst, angeht wird.

Gewiß, die Ruhe und Einsamkeit, die bisher in diesem Teil der Hochalpen herrschten, werden zu einem guten Teile verschwinden. Man mag das bedauern, aber es bleibt ja noch genug nicht leicht zugängliches Hochgebirge, sobald man es nur begreifen kann, wenn ein so herrliches Stück Erde wie die Hohen Tauern einem größeren Teile Erholung und Entspannung Suchenden erschlossen wird.